

Das Suvrettahaus bei St. Moritz: ein Beitrag zum Hotelbau-Problem der Gegenwart

Autor(en): **Guyer, S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Bauzeitung**

Band (Jahr): **69/70 (1917)**

Heft 7

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-33833>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

der neun Parallelogramme, z. B. M_1 , nach den Ecken irgend eines der sechs Dreiecke ist gleich der Strecke vom Mittelpunkt des Parallelogramms bis zum Schnittpunkt der zwei Tripelgeraden, die nicht Seiten des Parallelogramms sind (M, R). Die Resultierende der neun Kräfte mit O' als Anfangspunkt und den neun Punkten $C, B, E, A, O, Q, D, P, R$ als Endpunkte ist $9 \cdot O'S_a = 3 \cdot O'O$; die Resul-

die Ecken irgend eines der bekannten sechs Dreiecke, so müssten die entstehenden 18 Kräfte im Gleichgewicht sein, weil der Schwerpunkt des Dreiecks mit dem Schwerpunkt der neun Punkte zusammenfällt. Für $k = 4$ und A, B, Q, P als die vier Punkte, wird die Resultierende der 20 Kräfte gleich $36 MS$ (vergl. Bd. LIII, Nr. 5 und 12 vom 30. Januar und 20. März 1909 dieser Zeitschrift).

Das Suvrettahaus bei St. Moritz.

Ein Beitrag zum Hotelbau-Problem der Gegenwart.

Von Dr. S. Guyer.

(Mit Tafeln 13 und 14.)

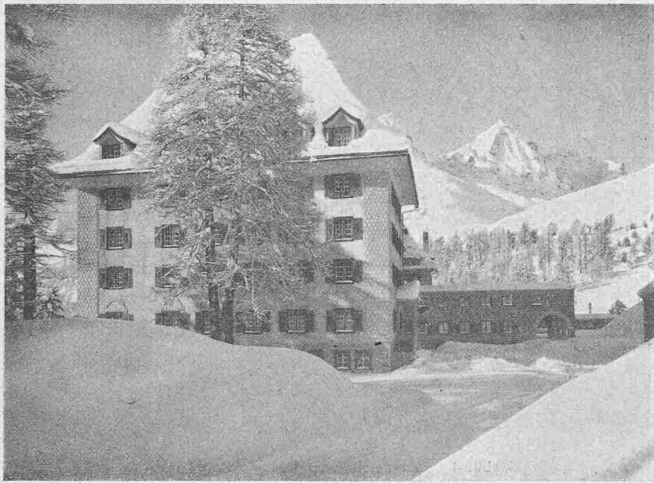


Abb. 1. Hotelansicht von Osten, rechts die Vorfahrt.

tierende der Kräfte vom Mittelpunkt eines der Parallelogramme, z. B. M_1 , nach den neun Punkten ist $3 \cdot M_1R$ und ähnlich für die andern Parallelogramme. Nimmt man irgend einen der neun Punkte, so teilt der Schwerpunkt der acht andern die Strecke zwischen dem gewählten Punkt und S von aussen im Verhältnis $9:1$; die Kräfte von irgend einem der neun Punkte nach den acht andern haben eine Resultierende, die durch S geht und $8 \cdot \frac{9}{8}$ d. h. 9 mal so gross ist wie die Strecke von dem Punkte bis nach S .

Wählt man von den neun Punkten irgend k Punkte, so bestimmt jeder von den k Punkten mit den acht andern von den neun Punkten ein Büschel von acht Kräften; von diesen $8k$ Kräften heben sich die $2 \binom{k}{2}$ Kräfte auf, welche die k Punkte unter einander verbinden, sodass die k Büschel

$$8k - 2 \binom{k}{2} =$$

$$= 8k - k(k-1)$$

$$= k(9-k) \text{ Kräfte darstellen, welche die } k \text{ Punkte mit den andern } 9-k \text{ Punkten verbinden. Die acht Kräfte jedes Büschels haben eine Resultierende, die von seinem Scheitelpunkt durch } S \text{ geht und } 9 \text{ mal so gross ist wie die Strecke vom Scheitelpunkt bis } S. \text{ Folglich geht die Resultierende aller } k \text{ Büschel, d. i. die Resultierende der } k \cdot (9-k) \text{ Kräfte von dem Schwerpunkt der } k \text{ Punkte nach dem Punkt } S \text{ und ist } 9k \text{ mal so gross wie diese Strecke. } ^1 \text{ Setzt man } k=3 \text{ und wählt als die drei Punkte}$$

¹⁾ Dieser Satz ist ein spezieller Fall von einem allgemeineren Satz über beliebig viele, beliebig gelegene Punkte und deren Schwerpunkt.

Seit Jahren tobt im Schweizerland der Krieg gegen die unsere schönsten Gegenden entstellenden Hotelkästen. Und nun ist 1911/12 ein neuer solcher Bau entstanden, noch höher, noch grösser, noch massiger als seine Vorgänger. Was aber das merkwürdige dabei ist: trotzdem müssen wir ihn schön finden! Es ist das für die Gebrüder Bon durch Architekt *K. Koller* in St. Moritz ausgeführte „Suvrettahaus“.

Es liegt am Eingang in die Val Suvretta, etwas oberhalb der von St. Moritz nach Campèr und Maloja führenden Stasse, inmitten von Arven- und Lärchengruppen, an einer nach Süden zu geneigten Halde, und zwar an der Stelle, wo sich dem von St. Moritz Kommenden jener überraschende Ausblick auf das Oberengadin mit seinen Seen eröffnet (Tafel 13, unten). Die Lage ist also in jeder Hinsicht sehr glücklich gewählt, weil sie wirklich einzig und allein auf gute Stellung zur Sonne und auf die Schönheit der Natur Rücksicht nimmt, ein Luxus, den sich allerdings nur ein Haus leisten darf, das für sich allein seinen Gästen all das bieten kann, was sonst nur ein grosser Kurort zu geben imstande ist.

Die nächste Umgebung des Hauses ist im grossen und ganzen in ihrer natürlichen Unberührtheit gelassen. Nur vor der Fassade sind grosse ebene Plätze, die im Sommer dem Tennissport, im Winter als Eisbahn dienen.

Ich muss gestehen, dass ich für derartige Anlagen, die sich ja beinahe bei jedem Hotel vorfinden, nicht gerade grosse Begeisterung hege. In England, wo der Tennisplatz nichts als eine grosse Rasenfläche ist, da darf er vor der Terrasse, vor der Hauptfront des Hauses angelegt werden. Bei uns, wo er wie eine trostlose Sonnenwüste aussieht, wirkt er direkt unerfreulich und gehört daher — wie dies Muthesius u. a. schon längst gefordert haben — abseits, hinter das Haus oder auf die Seite.



Abb. 2. Rückseite des „Suvrettahauses“, Winterbild gegen Südost gesehen.

Was einem dagegen vor dem Hause hier doch fehlt, das ist eine Gartenanlage. Hiebei denke ich weniger an eine kostspielige und reiche Schaustellung bunter Blumen, als vielmehr an eine künstlerische Gliederung der nächsten Umgebung des Hauses. Eine oder zwei durch Trockenmauern unterstützte Terrassen mit Rasenflächen, in die die geraden Wege, regelmässig verteilte Bäume, vielleicht Gartenhäuser an den Ecken, den richtigen Rhythmus hineingebracht hätten; das würde vollauf

genügt haben. Und nach den grossen Erdbewegungen, die notgedrungen bei einem solchen Bau gemacht werden mussten, zu schliessen, hätte eine solche Gestaltung, wie ich sie mir ausdenke, kaum nennenswerte Mehrkosten verursacht. Auf diese Weise hätten die geraden Linien der Gartenarchitektur bereits auf den Rhythmus des Hauses selbst vorbereitet und hätten ihm auch das genommen, was manchen etwas stösst: das unvermittelte Aufsteigen so grosser Mauermassen aus der Natur. In dieser Hinsicht sollten wir die Lösungen studieren, die die feinen Architekten des XVIII. Jahrhunderts für solche Fälle stets von neuem fanden; ich glaube, wir würden den feinen Takt bewundern, mit dem sie oft mit den einfachsten Mitteln Natur und Architektur so zu verbinden wussten, dass beide wie ein Werk aus *einem* Guss erscheinen. Beim Wohn-

Der *Hauptbau* wird von einem fünf Stockwerke hohen, im Grundriss länglich rechteckigen Block gebildet, dem auf der hintern Seite an beiden Enden kurze Seitenflügel angeschlossen sind. Um diese langen Fronten nicht ein-



Abb. 3. Nordwestansicht mit dem Küchenbau.

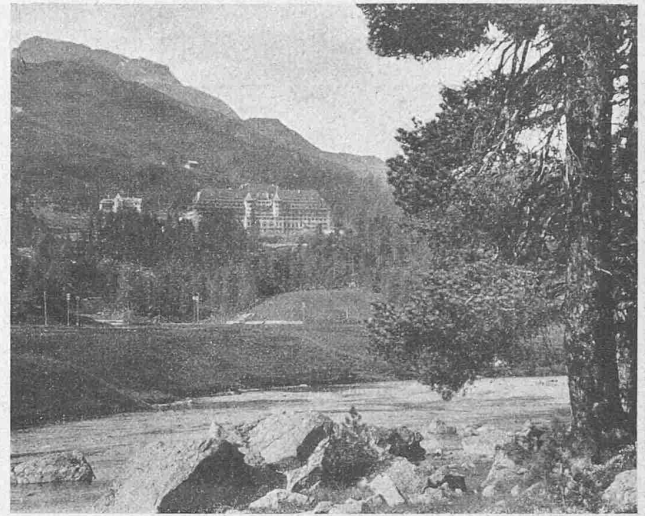


Abb. 4. Südansicht vom Ufer des Inn aus.

tönig erscheinen zu lassen, ist sowohl auf der hintern (N) als auf der vordern (S) Seite das Mittelstück besonders hervorgehoben. Hinten tritt es etwas vor und findet in einem grossen Rundgiebel seinen obern Abschluss. Vorn sieht man an der entsprechenden Stelle einen etwas bizarr geformten, an barocke Bildungen erinnernden Giebel, der eine monumentale Uhr umschliesst; rechts und links wird er von zwei runden Türmen mit spitz verlaufenden

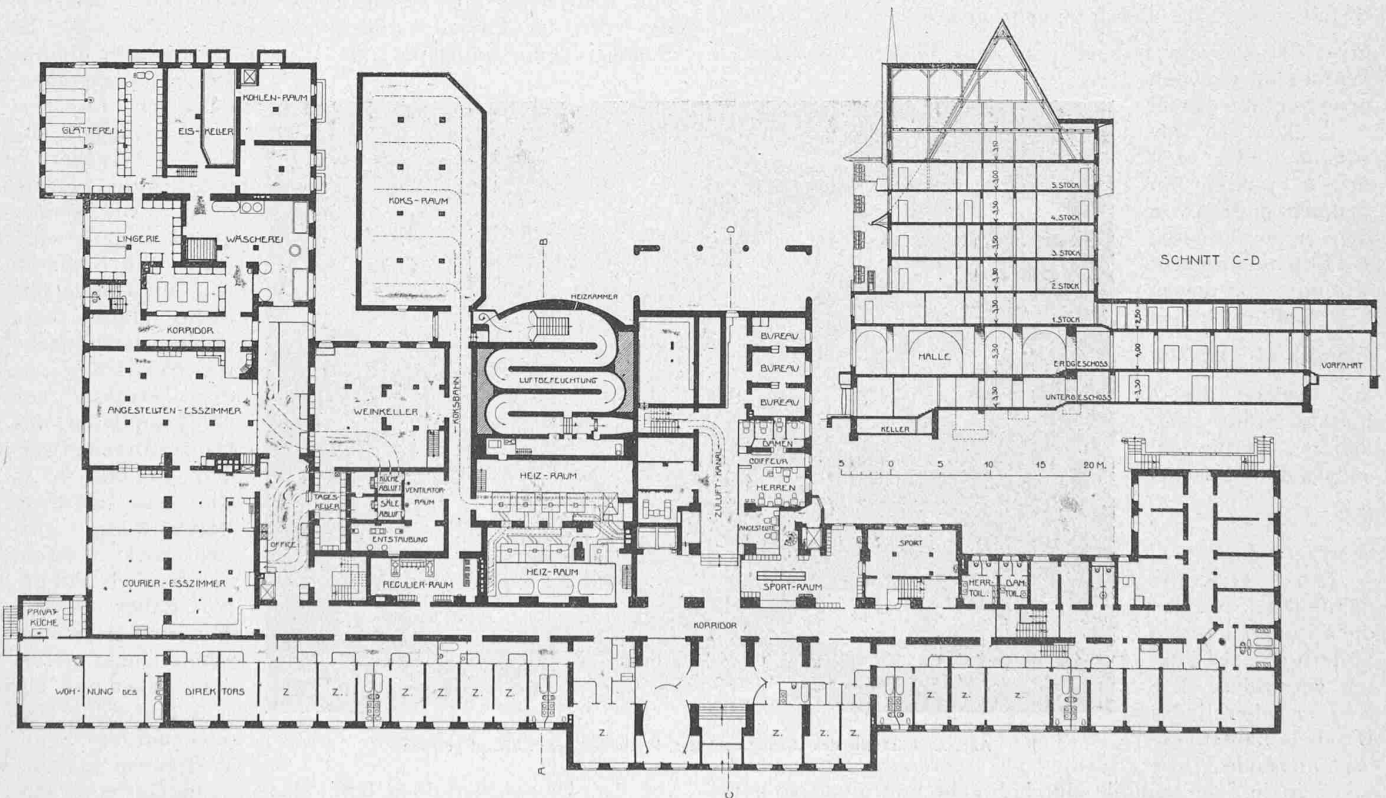


Abb. 5. Grundriss vom Untergeschoss. — Masstab 1:700. — Abb. 6. Schnitt durch Entrée und Halle.

hausbau ist es nun endlich nach jahrzehntelanger Arbeit erreicht, dass in dieser Richtung ein gründlicher Wandel eingetreten ist; beim Hotelbau ist noch kaum ein Anfang gemacht, und darum kann ich nicht anders als in diesem Zusammenhang auf diesen Punkt hinzuweisen.

Dächern eingerahmt. Wenn ich auch ohne weiteres anerkennen muss, dass dieses ganze Fassadenmotiv nicht ohne Geschick komponiert ist, so frage ich mich doch, ob an dieser Stelle, bei einem so massigen Bau, etwas kräftigere Akzente nicht eher am Platze gewesen wären. Sonst ist

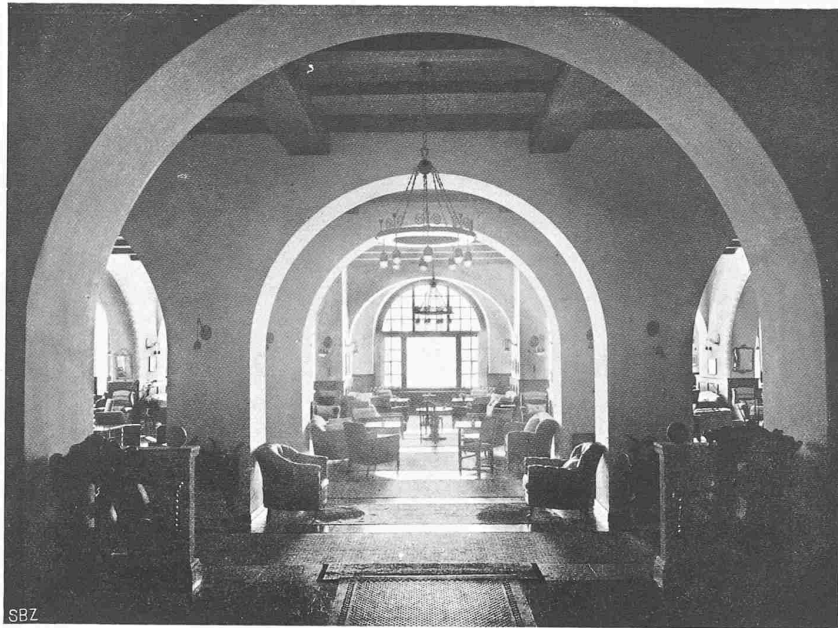


DAS HOTEL SUVRETTAHAUS BEI ST. MORITZ, ENGADIN

ARCHITEKT K. KOLLER, ST. MORITZ



OBEN: ANSICHT DES HOTELS VON SÜDOSTEN, IM WINTER
DARUNTER: BLICK AUS NORDEN ÜBER DAS HOTEL
AUF DAS OBERENGADIN MIT DEM SILVAPLANER-SEE



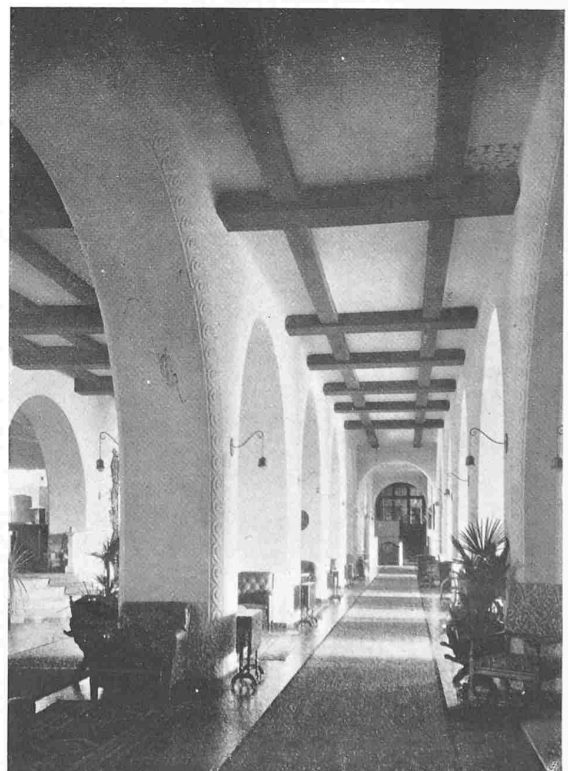
SBZ

DAS HOTEL SUVRETTAHAUS BEI ST. MORITZ

ARCHITEKT K. KOLLER, ST. MORITZ



FLUCHT DER SÜDFENSTER IN DER HALLE



HAUPTKORRIDOR DURCH DIE HALLE

OBEN: QUERBLICK DURCH DIE HALLE, VOM ENTRÉE GEGEN SÜDEN

der Bau im allgemeinen ziemlich schmucklos und einfach behandelt: einzig die langen Fensterreihen und die breiten Pilaster an den Ecken (Abb. 1, S. 71), und zu Seiten der Treppenhäuser verleihen ihm die nötige Gliederung. Sicher hat aber dadurch die Gesamtwirkung nicht verloren, sondern eher gewonnen: wen erinnert dieser schlichte und deutlich markierte Rhythmus nicht an die einfache und doch so monumental wirkende Formgebung alter Klöster des Barockzeitalters?

Rhythmus des Ganzen miteinbezogen, ohne die imposante Ruhe des mächtigen Daches allzusehr zu beeinträchtigen.

Ziemlich umfangreich sind die diesem Hauptblock an der Nordwestecke vorgelagerten *Annexe*; sie sind flachgedeckt (Abb. 3). Gut ist, dass sie sich formal aufs deutlichste vom Hauptbau absondern und in Grösse und Allem bestimmt von ihm differieren. Allerdings sind bei ihrer Gestaltung meinem Gefühl nach allzusehr nur Zweckmäßigkeitsmomente massgebend gewesen; es hätte sicher nichts

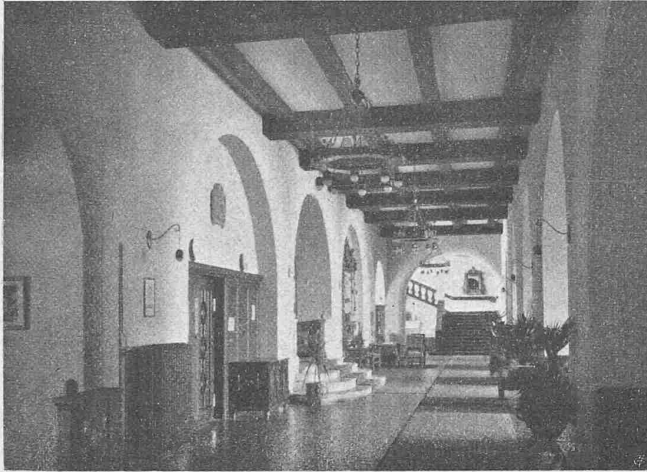


Abb. 9. Halle beim Entrée, gegen östliches Treppenhaus.

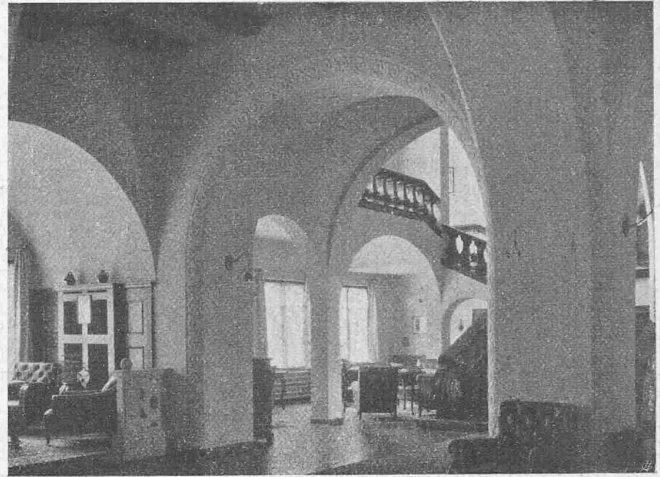


Abb. 10. Blick aus der Halle ins östliche Treppenhaus.

Deutlich klingt auch das steile und mächtige, breit ausladende *Dach* an Bildungen des XVIII. Jahrhunderts an. Allerdings zum Vergleich zu solchen Schöpfungen älterer Zeit fällt auf, dass es sich doch mancherlei Modifikationen hat gefallen lassen müssen. Um nämlich die in ihm lie-

geschadet, wenn alle diese Bauteile auch künstlerisch in etwas bessern Einklang gebracht worden wären.

Sehr klar ist die Grundrissgestaltung des *Innern*: ein breiter Mittelgang, der durch die zentrale Halle und durch die Treppenhäuser Licht erhält, durchzieht den

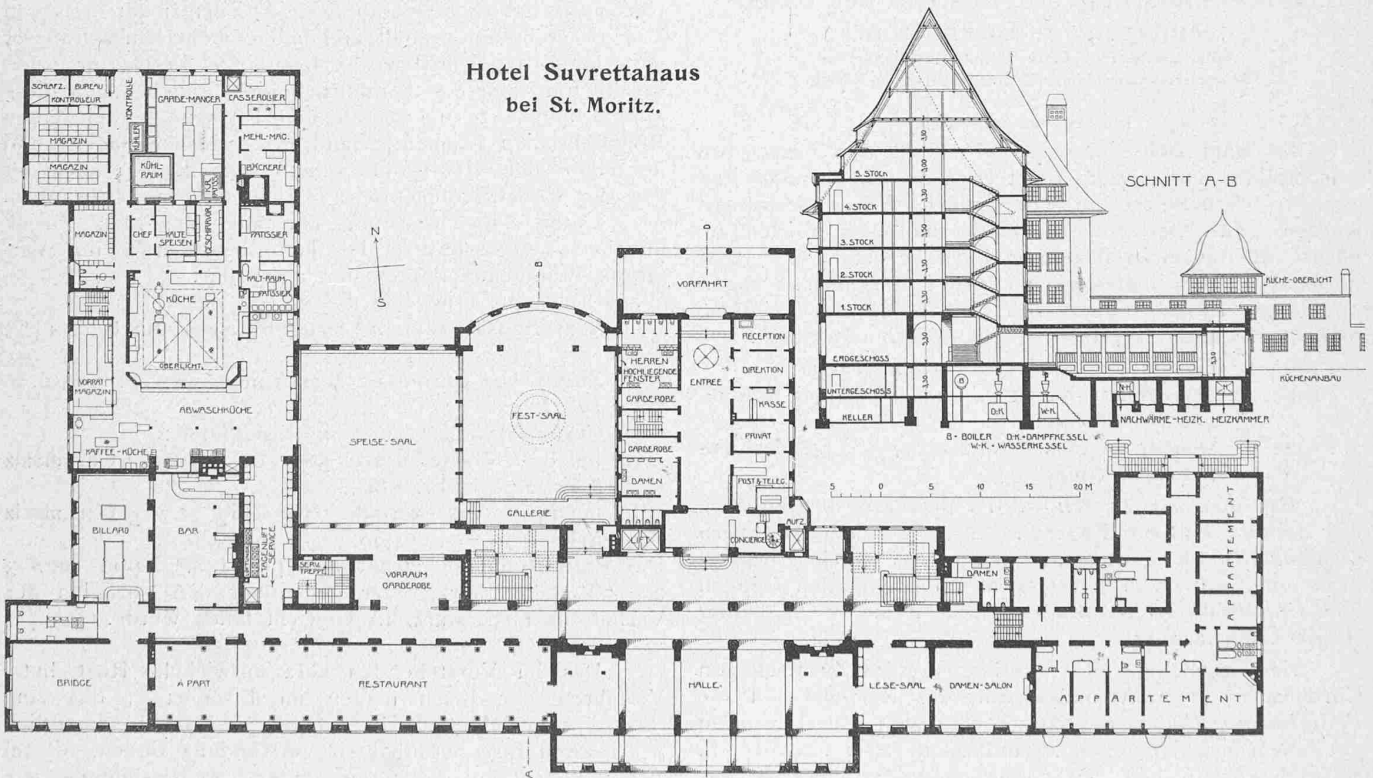


Abb. 7. Grundriss vom Erdgeschoss. — — — Masstab 1:700.

Abb. 8. Schnitt durch Festsaal und Restaurant.

genden Stockwerke nach Möglichkeit ausnützen zu können, mussten Dachfenster in sehr grosser Anzahl angebracht werden. Aber sowohl die untere Reihe der kleinen, spitzen Giebel als auch die fortlaufenden Fensterreihen der zwei Stockwerke darüber sind nicht ohne Geschick in den

Bau der Länge nach; rechts und links davon liegen unten die Wohn- und Speiseräume, oben die Appartements für die Gäste, während die Wirtschaftsräume und einige grössere Säle in den eben erwähnten Annexen untergebracht sind (Grundrisse auf den Seiten 72 und 73).

Auch als *Eingang* ist vor die Mitte der hintern Fassade ein besonderer länglich rechteckiger Trakt (Abb. 1) vorgebaut, in dem sich zu Seiten eines breiten Ganges rechts die Garderoben, Waschräume und Aborte, links die verschiedenen Bureaux befinden.

Dieser Gang führt direkt in die wirkungsvoll um einige Stufen tiefer gelegte grosse *Halle*, die den Mittelpunkt des ganzen Hauses bildet (Tafel 14 und Abb. 9 bis 12, S. 73 u. 75). Dadurch, dass hier die Mauern des Ganges von mächtigen Bögen durchbrochen worden sind und auf diese Weise die ganze Breite des Hauses benützt werden konnte, ist ein mächtiger Raum von wirklich imposanter Tiefenwirkung entstanden. Ueber die strenge Symmetrie seiner Anlage gibt der Plan (Abb. 7) alle Auskunft; die reizvollen Durchblicke, die sich von einem Schiff ins andere ergeben, zeigen die Bilder zur Genüge. Das, was den schönsten Reiz dieses Raumes ausmacht, lässt sich hier allerdings nicht sehen, es lässt sich nur ahnen: die grünen Wälder, die blauen Seen und hohen Berge des Oberengadin, die man durch die grossen Bogenfenster dieser Halle in ihrer ganzen leuchtenden Schönheit vor sich sieht. Stilistisch ist der Charakter einer Halle durchaus gewahrt; jedes Ornament, das hier nur überflüssig wäre, ist vermieden, wodurch übrigens auch ein wirkungsvoller Kontrast zur reichen Innenausstattung der übrigen Räume entsteht.

In engstem architektonischem Zusammenhang mit der Halle stehen die beiden monumentalen *Treppenhäuser*, die in Verbindung mit den sie begleitenden Bogenreihen eine Menge malerischer Durchblicke gewähren. Auch die Anlage der Treppen selbst ist gut: dadurch, dass die Steigungen in ihre seitlichen, kürzern Arme verlegt sind, wurde es ermöglicht, dass die das Treppenhaus beleuchtenden Fenster in eine Horizontale zu stehen können, was besonders nach aussen hin sehr ruhig wirkt. (Forts. folgt.)

Die Verhinderung des Rostens der Eiseneinlagen im Eisenbeton.

Von Privatdozent *Bruno Zschokke*, Adjunkt der Schweizerischen Materialprüfungsanstalt in Zürich.

(Schluss von Seite 59.)

Es fragt sich nun noch, ob durch den Zusatz von Chromsalzen zum Zement nicht etwa dessen *Abbinde- und Festigkeitsverhältnisse* in ungünstiger Weise beeinflusst werden. Zur Klarlegung dieser Verhältnisse wurden zunächst an einem erstklassigen Portlandzement mit einer normengemässen Zugfestigkeit von 36 kg/cm^2 nach 28 Tagen und einer Druckfestigkeit von 523 kg/cm^2 die *Abbindeverhältnisse* unter folgenden Verhältnissen untersucht.

Probe 1: Zement angemacht mit 25% Wasser.

Probe 2: Zement angemacht mit 25% 2%iger Kaliumbichromatlösung.

Probe 3: Zement angemacht mit 25% 5%iger Kaliumbichromatlösung.

Bei allen drei Proben trat der Erhärtungsbeginn nach vier Stunden ein, die Bindezeit betrug bei allen drei Proben zehn Stunden. Es geht somit aus diesen Versuchen hervor, dass ein Zusatz von selbst nicht unbedeutenden Mengen von Chromsalzen die Bindezeit der Zemente in keiner Weise beeinträchtigt.

Zur Feststellung des Einflusses eines Zusatzes von Chromsalzen zum Anmachwasser des Zements auf die *Festigkeitsverhältnisse* der daraus erzeugten Mörtel, wurden mit einem erstklassigen Portlandzement zwei Reihen von Versuchswürfeln von $7 \times 7 \times 7 \text{ cm}$ Kantenlänge in der normalen Zusammensetzung von einem Teil Zement auf drei Teile Normsand maschinell erzeugt. Zur ersten Versuchsreihe (A) wurde als Anmachflüssigkeit gewöhnliches Leitungswasser verwendet, zu Versuchsreihe B eine 5%ige Natriumbichromatlösung. Nach 30tägiger ausschliesslicher Luftlagerung ergaben sich bei den Druckproben folgende Resultate:

Würfel A			Würfel B		
Nr. 1.	571	kg/cm^2	Nr. 1.	498	kg/cm^2
" 2.	518	"	" 2.	556	"
" 3.	537	"	" 3.	575	"
" 4.	541	"	" 4.	526	"
" 5.	547	"	" 5.	492	"
" 6.	521	"	" 6.	512	"
Mittel	559	"	Mittel	526	"

Die nur um sehr wenig geringere mittlere Druckfestigkeit der Würfel B dürfte mehr eine zufällige sein, da ja ein Würfel dieser Reihe (Nr. 3) sogar die höchste Festigkeit von allen erprobten Würfeln aufweist. Man ist daher berechtigt, zu sagen, dass selbst ein starker Zusatz von Chromsalzen zum Anmachwasser die Festigkeitsverhältnisse der Zementmörtel nicht nachteilig beeinflusst, und damit wohl auch nicht die Haftfestigkeit des Betons an den Eiseneinlagen.

Praktische Versuche im Grossen werden darüber entscheiden müssen, ob dem ersten oder zweiten der oben beschriebenen Verfahren der Vorrang einzuräumen ist. Beim Verfahren I ist der Verbrauch an Chromsalzen, deren Preis immerhin nicht unerheblich ist, natürlich wesentlich geringer als bei Verfahren II; auch schützt der dicke Zementanstrich besser vor Rost als ein aus Grobkies erstellter magerer und poröser Beton. Dagegen ist das Anstreichen der Eiseneinlagen mit chromsalzhaltiger Zementschichte eine etwas umständliche Arbeit, die auch gewisse Mehrkosten verursacht. Das Verfahren II dagegen erfordert zwar einen grösseren Aufwand an passivierender Substanz als Verfahren I, hat dagegen den Vorteil grösster Einfachheit, indem man auf dem Bauplatz die passivierenden Salze im Anmachwasser des Betons löst, oder, was noch einfacher ist, das vom Fabrikanten in Form einer konzentrierten Lösung gelieferte Salz dem Anmachwasser beimischt.

Kostenpunkt. Die Mehrkosten, die bei Zusatz von Chromsalzen zum Anmachwasser des Betons entstehen, stellen sich bei gleichbleibendem prozentuaem Zusatz an Chromsalz natürlich umso höher, je niedriger der Preis von 1 m^3 in Rechnung gestellt und mit je mehr Anmachwasser der Beton angerührt wird. Bestimmte Preise für 1 m^3 Eisenbeton lassen sich natürlich nicht angeben, da diese einmal von Ort zu Ort mit den Preisen der einzelnen Rohmaterialien (Zement, Sand, Kies, Eiseneinlagen) und der Höhe der Arbeitslöhne, dann aber auch je nach der Art der Konstruktion innert starken Grenzen schwanken.

Unter Zugrundelegung der auf dem Platz Zürich üblichen Durchschnittspreise kann man etwa für Verfahren II folgende Berechnung aufstellen:

Preis von 1 m^3 Eisenbeton 100 Fr.

Wasserzusatz für 1 m^3 fertigen Eisenbeton 8 bis 14% = 80 bis 140 l.

Zusatz von Chromsalz zum Anmachwasser: 5% d. h. 50 g pro l.

Chromsalzbedarf für 1 m^3 Eisenbeton:

a) bei 80 l Wasserzusatz: $50 \times 80 \text{ g} = 4 \text{ kg}$ Chromsalz à Fr. 0,70 = Fr. 2,80;

b) bei 140 l Wasserzusatz: $50 \times 140 \text{ g} \times 7 \text{ kg}$ Chromsalz à Fr. 0,70 = Fr. 4,90.

Die Preiserhöhung beträgt also pro 1 m^3 Beton rund 3 bis 5%, ein Betrag, der gegenüber den Vorteilen des Verfahrens nicht stark ins Gewicht fallen würde.

Das im Vorstehenden kurz entwickelte Rostschutzverfahren der Eiseneinlagen im Eisenbeton, das zum Patente angemeldet wurde, dürfte mit Vorteil namentlich bei solchen Eisenbetonbauten Verwendung finden, die im Freien liegen und daher der Neigung zur Rissbildung, wie auch dem Zutritt von Feuchtigkeit und Nässe besonders stark ausgesetzt sind. Es eignet sich im fernern nur für solche Bauwerke, die den gewöhnlichen atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt sind, nicht aber für Orte, wo die Luft durch einen *abnormal hohen Gehalt an schwefliger Säure* oder andern Säuren verunreinigt ist, weil in diesem Fall das dem Beton beigemischte Chromsalz durch die Säuren

allmählich zersetzt und insbesondere durch die schweflige Säure in Chromalaun, d. h. das Doppelsalz von schwefelsaurem Alkali und schwefelsaurem Chromoxyd übergeführt wird, eine Verbindung, die keine passivierenden Eigenschaften mehr ausübt.

Aus den obigen Darlegungen geht auch ohne weiteres hervor, dass sich Zement- oder Zementmörtelmassen mit chromsalzhaltigem Zusatz aller Voraussicht nach in gewissen Fällen auch mit Vorteil zu *rostschützenden Anstrichmassen von Eisenkonstruktionen* verwenden lassen. Um ein Auslaugen des übrigens in Wasser nur noch schwer löslichen Chromsalz-Zusatzes durch Regenwasser zu verhindern, wird man zweckmässig zwei Anstriche verwenden: einen chromsalzhaltigen Grundieranstrich und darüber einen Deckanstrich aus gewöhnlichem Zementmörtel. Derartig präparierte Platten zeigen, wie schon Seite 58 in letzter Nummer bemerkt, nach einjähriger Lagerung im Freien ein absolut tadelloses Verhalten. Freilich wird das Gewicht solcher Anstriche höher sein als das eines gewöhnlichen Oelfarben-Anstrichs; dagegen werden die Kosten trotzdem noch wesentlich geringer sein, wie aus folgendem Beispiel hervorgeht.

Gewicht und Preis für den Anstrich einer Eisenplatte von 1 m^2 :

Grundieranstrich aus *Bleimennige*
212,5 g à Fr. 1,80 pro kg = 38 Cts.

Deckanstrich aus *Schuppenpanzerfarbe*
100,0 g à Fr. 1,60 pro kg = 16 Cts.

Total 312,5 g = 54 Cts.

Grundieranstrich aus *chromsalzhaltigem Zement* und
Deckanstrich aus *gewöhnlichem Zement*
Total 1400 g = 12 Cts.

Versuche im Grossen, die sich auf eine längere Reihe von Jahren zu erstrecken hätten, werden sichern Aufschluss darüber geben, ob die rostschtzenden Zementanstriche, die ja lediglich anorganische und daher an der Witterung unveränderliche Bestandteile enthalten, in gewissen Fällen sich nicht mit Vorteil zum Ersatz der bisher üblichen



Abb. 12. Kaminplatz im Hauptraum der Halle.

Oelfarbenanstriche verwenden liessen, deren Farbträger, der Leinölfirnis, wie bekannt, steten chemischen Veränderungen unterworfen ist, um schliesslich seine vorzüglichen Eigenschaften in verhältnismässig kurzer Zeit fast völlig einzubüssen.

Die nationale Bedeutung der schweizer. Gaswerke.

Vortrag von Dr. E. Ott, Chemiker des Gaswerks Zürich.¹⁾

Durch die in den Gaswerken und Kokereien übliche Entgasung der Steinkohle bei Luftabschluss wird eine Aufspaltung des rohen Brennstoffs in die edlern Hauptprodukte Gas und Koks und die Nebenprodukte Teer, Ammoniak, Schwefelwasserstoff, Cyan usw. erreicht. Dieser Prozess, auch „Trockene Destillation“ genannt, ist nur von einem sehr kleinen Energieverlust begleitet, wie folgende

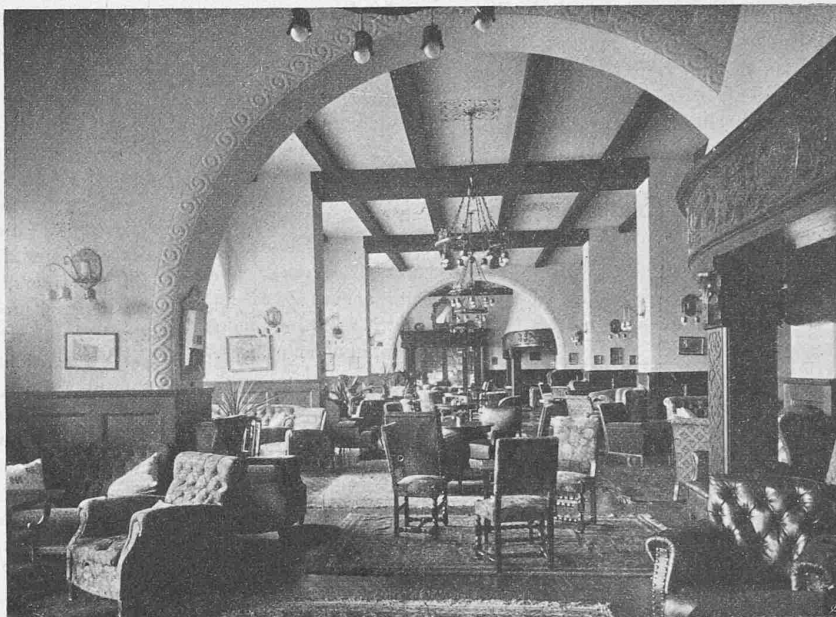


Abb. 11. Hauptraum der Halle im Hotel Suvrettahaus, gegen das Restaurant gesehen.

Wärmebilanz zeigt: Vom Heizwert der Steinkohle gehen über in den Koks etwa 65%, in das Gas etwa 25%, in den Teer etwa 7%, während die übrigen 3% andere Produkte und die Verluste umfassen.

Während also die Aufspaltung an sich praktisch fast verlustlos verläuft, verlangt allerdings die Erzeugung der notwendigen Umwandlungstemperatur von etwa 1000° C ungefähr 15% des Wärmeinhalts der Steinkohlen, was natürlich auch als Passivum zu buchen ist, sodass sich die gesamte Energie-Einbusse auf ungefähr 18% beziffert. Nun tritt aber auch dieser Verlust ganz zurück gegenüber Gewinnen, die der Prozess in anderer Richtung mit sich bringt, wie wir gleich sehen werden.

Zunächst ist es unbestritten, dass sich Gas und Koks für die meisten Zwecke wirtschaftlicher als das Ausgangsmaterial, die Steinkohle, verbrennen lassen, wofür ich nur einen Beleg anführen möchte. Die Erfahrung zeigt nämlich, dass 10 000 kg in den Herden der Haushaltungen verbrannter Steinkohle ein Gasverbrauch für die gleichen Zwecke von 2000 m³ entspricht, zu deren Gewinnung nur 6000 kg Steinkohle nötig sind. Diese 6000 kg geben aber ausserdem noch 3000 kg verkäuflichen Koks, sodass 6000 kg Steinkohle durch Entgasung gleichwertig mit 10 000 + 3000 = 13 000 kg Brennstoff gemacht werden können, was nichts anderes heisst, als dass schon die Entgasung geeigneter Brennstoffe rund die Hälfte dieser ersparen lässt. Das ist trotz des relativ geringern Wärmeinhalts des Gases leicht begreiflich, da sich dieses mit viel höherem Wirkungsgrad und auch dem Bedürfnis weit angepasster, als die rohe Steinkohle verbrennen lässt. Schon Werner v. Siemens, der Schöpfer der elektrotechnischen Industrie, tat den bekannten Ausspruch „Es ist nur noch eine Frage der Zeit, dass die festen Brennstoffe durch luftförmige und namentlich durch das Steinkohlengas verdrängt werden müssen“, und auch die neuern Bestrebungen der Gasfachleute gehen dahin, mit der genannten *Entgasung* des Rohprodukts noch eine möglichst vollkommene *Vergasung* des Destillationsrückstandes, des Koks, zu verbinden. Dieser zweite Prozess besteht in der Erzeugung von Wasser- und Generatorgas oder Mischungen beider durch Einwirkenlassen von Wasserdampf

¹⁾ Vergl. Protokoll der V. Sitzung des Zürcher Ingenieur- und Architekten-Vereins auf Seite 44 dieses Bands (27. Januar 1917).